

# OREST! OREST! OREST! ZUR PHÄNOMENOLOGIE WEIBLICHER AGGRESSIVITÄT

Jan Holthues\*

## Abstract

In public perception, men are much more aggressive and evil in their behaviour than women. Phenomenology can help to understand why male and female behaviour is perceived so differently while the basic abilities for aggression and evilness are more likely to be the same: Female forms of aggression are designed to be less litigable than others.

**Keywords:** phenomenology, gender, aggression.

Nichts wissen wir besser als das, was wir schon immer gewußt haben. Das Wissen um die Geschlechtsspezifität aggressiven Verhaltens gehört mit denkbar großer Sicherheit dazu und wird täglich durch jeden Blick in die Zeitung oder eine Kriminalitätsstatistik rekonfirmiert: der überwältigende Anteil von Gewalt- und Greultaten wird von Männern ausgeübt, die seit alters her in den meisten Kulturen die Waffen führen, sich schlagen, töten, opfern oder delinquent werden. Die Aggressivität in allen unserem Rechtsverständnis zugänglichen Formen der mehr oder minder technisch erweiterten Körperverletzung ist ein Privileg des Mannes, der dafür, je nach zugrundeliegendem Situations- und Diskursgefüge, als Held oder Verbrecher in die korrespondierenden gesellschaftlichen Departements von der Ruhmeshalle bis zum Zuchthaus eingewiesen wird. Der Evidenz dieser Strukturen entwächst ein kollektives Wissen der Menschen um die Asymmetrie menschlicher Aggressivität, die sich ihrerseits in Mythen und wahrnehmungsstrukturierenden Grundannahmen kondensiert und zur Rückbestätigung unserer Wahrnehmung führt. Der Diskurs über Aggressivität wird dichotom strukturiert: Hier die Täter, dort die Opfer. Man kann zwar auch als Mann erschlagen werden, wird aber kaum damit rechnen, daß das Beil von einer Frau geführt werden wird – es sei denn, man sei König von Sparta.

Einzelne Ausnahmen, gut zählbar an den Händen der Menschheit, vom Infantizid bis zum Frauen KZ, lassen sich gut in die Opferrolle integrieren, deren Ausgestaltung zur kardinalen Bestimmung der Diskussion über Geschlechterrollen geworden ist. Weibliche Gewalttäter begehen fast ausschließlich Beziehungstaten, d. h. verletzen oder töten ihre Männer, von denen sie über Jahre gepeinigt wurden, ihre Kinder, denen sie ein Leben in der Gegenwart ihrer Partner er-

---

\* Jan Holthues – MD, PhD, Jewish Hospital (Berlin, Germany); holthues@gmx.net.

sparen wollen oder die sie in einer nicht adäquat behandelten Psychose verkennen, ihre Konkurrentinnen um die Liebe und Achtung, um die sie seit Jahren betrogen wurden. Andere Muster, Verblendungen oder Verrohungen haben Seltenheitswert und fallen mehr als Fußnoten zur Geschichte der Abseitigkeiten menschlicher Existenzen auf. Es gibt Frauen in Gefängnissen, doch stellen sie die verschwindende Minderheit gegenüber den männlichen Inhaftierten dar.

Warum sollte man sich also, so viel Evidenz vor Augen, die Frage nach einer Phänomenologie der weiblichen Aggressivität stellen? Warum sollte man wie wir in diesem Text behaupten, das Böse und die Aggressivität seien unter Mann und Frau, wenngleich auch in unterschiedlicher Gestalt, so doch nach gleichen Gewichten ebenmäßig verteilt? Gerät diese Fragestellung nicht unweigerlich in den Verdacht der Misogynie, oder gar in den talibanesken Reigen patriarchalischer Konterrevolutionen gegen die Schulbildung der Frau? Ist sie nicht gleichbedeutend mit einer Mißachtung all jener, die ohne jeden Zweifel unter Männern gelitten haben, verspottet, gekreuzigt und zum Himmel aufgefahren sind? Ist sie damit nicht eigentlich tabu, in ihrer Ausführung einzig Teil eines weiteren, ermüdenden Regelverstoßes in einer herostraten-süchtigen Gesellschaft? Müßten wir nicht, wenn nicht die Erfordernisse der Kindszeugung durch die sich Erkennenden dies unmöglich machten, eine rein weibliche Welt ersehnen, die, wenn sie schon nicht dem Paradies nahekäme, so doch zumindest bar der Massenvernichtung und des Genozids einen höherwertigen Tribut an das Geschenk der Schöpfung zu entrichten in der Lage wäre, als wir ihn heute leisten? Ist sie nicht schließlich Teil einer Verdunklungsgeschichte des Mannes, die mit der Vertreibung aus dem Paradies ihren Anfang nimmt und in perfider Perversion des Faktischen Richard Strauss' Johannes gegenüber der so entschlossen zuwendungsbemühten Salome rufen läßt: «*Durch das Weib kam das Böse in die Welt!*»?<sup>1</sup>

Um mit dem Letzten zu beginnen, das unser Erstes ist: Durch das Weib kam das Böse in die Welt. *Se non è vero, è ben trovato*. *Ben trovato* aber nicht im literarischen Sinn einer bereits tausendfach erfolgreich reproduzierten *menage a trois* unter dem Baum des Lebens, die uns eine Eva zeigt, welche auf die Schlange hörend ihrem Manne ebenfalls von der köstlichen Frucht reicht, die wohl nicht allein deshalb verboten heißt, weil sie in den konkurrierenden Göttergärten Freias ewige Jugend verspricht. Nein, *ben trovato* ist die Geschichte deshalb, weil sie die *felix culpa* unseres Falls in die Freiheit enthält. Die Beratung durch die Schlange mag aus Gründen erfolgt sein, die sich uns Nicht-Schlangen für immer verschließen werden. Doch Evas Fähigkeit, sich *gegen* das Wort des Herrn zu stellen, ist die Grundlage dafür, ihr hinfort jedes Bekenntnis *zu* seinem Wort als eigene, aus eigenem Entschluß erwachsene Leistung anzuerkennen. Wir sind frei, weil wir uns auch gegen das Gebot des Herrn und seiner Liebe zu uns stellen können. Hätten wir nicht die Möglichkeit, das Böse zu wählen, dann wären wir weder frei noch verantwortlich für unsere Handlungen. Die Freiheit und das Böse sind – zumindest für uns Menschen – füreinander Bedingung. Kant führt diese Interpretation der Vertreibung aus dem Paradies sogar zu der These zusammen, wir seien *von Grund auf böse*.<sup>2</sup> Grund heißt hier: die Grundlage von Verant-

wortlichkeit im Guten wie im Bösen liegt in der Fähigkeit begründet, das Böse ebenso wie das Gute wählen zu können.

Nun ist es häufig Gegenstand von Streit und Krieg, was denn nun das Gute und das Böse sei. Im Interesse unserer eigenen Sicherheit werden auch wir hier keine Antwort auf diese Frage versuchen. Aber festzustellen ist, daß es Eva ist, die Möglichkeit und Gebot der Freiheit entdeckt – und riskiert. Ohne sie, die Urmutter aller Menschen, gäbe es keine Möglichkeit, die positiven Folgen einer Handlung als eigene Leistung zu reklamieren, wenn auch um den Preis der Verantwortung für die negativen. Die Urfreiheit, die uns Nachgeborenen Eva schenkte, ist für die Christen nur auf dem Hintergrund eines göttlichen Entschlusses vorstellbar, der, ebenso unergründlich wie die Motivation der Schlange, die Gefahren der Freiheit durch die Verheißung auffängt, dem Menschen die *göttliche* Liebe auch bei Mißbrauch seiner Freiheit nicht entziehen zu wollen.

Aber auf diesem letzten Anker will unsere Argumentation nicht hinzielen. Belassen wir es bei der Feststellung, durch die Mutter aller Unabhängigkeitsbewegungen sei uns die Freiheit unserer Handlungen gesichert worden. Wenn nun die Urmutter frei und damit auch zum Bösen fähig ist, und der Urvater seine Fähigkeit erst durch sie empfangen hat, dann erscheint es schon auf der Grundlage unseres Schöpfungsmythos unwahrscheinlich, daß die Fähigkeit zur Freiheit und damit untrennbar verbunden die Fähigkeit zum radikal Bösen zwischen den Geschlechtern ungleich oder gar zu Ungunsten der Damen verteilt sei. In der Grundlage ihres Seins und Wesens sind Mann und Frau gleich frei und damit gleich böse.

Was auch immer unter dem Bösen konkret zu verstehen sei, wir behaupten, es sei zu gleichen Stücken unter beiden Menschenkindern verteilt. Unsere Eingangsfrage nach einer Phänomenologie der weiblichen Aggressivität ist auf die Grundlage der Gleichverteilung des Bösen unter Mann und Frau gestellt. Wie kann es aber dazu kommen, daß Männer, im Schnitt der Geschichte betrachtet, so viel böser, weil körperlich aggressiver und bedrohlicher erscheinen?

Das Böse und die Aggressivität gilt es als Begriffe zu unterscheiden, so häufig auch der erstere den letzteren mitbedingen mag, und so häufig das biologische Phänomen Aggressivität auch mit der moralischen Kategorie Böse vermenget wird. Böse ist in unserer Herleitung allein die Freiheit, das nicht zu tun, was als moralisch *gut* von dieser Person anerkannt, aber den eigenen Interessen widersprechend erkannt wird. Das Freiheit zum Bösen begründet die Möglichkeit, eine Handlung und die an sie geknüpften Absichten und Interessen zu verantworten und daher für sie belangt oder gepriesen zu werden. Die Freiheit zum Bösen koinzidiert mit der Fähigkeit zum moralischen Urteil: Nichts wäre dies wert, wenn der Mensch nicht auch das Böse wählen könnte. Was der *Inhalt* des moralischen Urteils sei, bleibt von dieser grundsätzlichen Freiheit unberührt. Ein anderer Gott hätte anstelle des Apfelfkonsums vielleicht etwas anderes als Zeichen seiner Herausgehobenheit vor den Menschen verboten. Eine nicht-christliche Gesellschaft wird daher andere Gebote als handlungsleitende Oberbegriffe («Grundwerte») installieren, deren spezifische Differenzen es im jeweiligen Handlungsfall durch den Einzelnen zu erkennen und anzuwenden gilt. Aber auch gegen diese

anderen Werte kann nur verstoßen, wer in seinen Entscheidungen frei und damit verantwortlich ist.

Als *Aggressivität* wollen wir die Fähigkeit verstehen, die eigenen Interessen gegen den Widerstand der Umwelt durchzusetzen. Die Umwelt kann ein Tier sein, welches dieselbe Speise oder gar uns selbst zu einer solchen begehrt, aber auch ein Mensch, eine Gruppe, eine Institution, die mit uns um ein knappes Gut konkurrenzieren. Aggressivität wollen wir verstehen als die Kraft, die uns den Antrieb zur Durchsetzung unserer Interessen gibt. Ohne sie gingen wir als Einzelne ebenso unter wie als Gruppe. Wird sie jedoch blind eingesetzt mindert sie die Chancen, die sich für den Einzelnen aus Kooperation und Aggressionsverzicht in komplexen sozialen Gefügen ergeben. Aggressivität bedarf der Selbstkontrolle, wenn sie dem Individuum nutzen bringen soll. Immer aufs neue muß vom Einzelnen zwischen nützlich und nicht nützlich in der Frage des Aggressionsverzichts entschieden werden. Der entscheidende Grund für die Bremsung der eigenen Aggressivität liegt in der Einsicht, mit ihr unter Umständen so viel Gegenwehr auf der Gegenseite auszulösen, daß dies den eigenen Untergang zu Folge hätte. Gefragt ist mit steigender Komplexität der sozialen Strukturen ein immer feiner differenziertes Urteil in der Frage des wohldosierte Eigennutzes.<sup>3</sup>

Sowohl die von Freud beschriebene Internalisierung des gemeichelten Urvaters in das Über-Ich als auch das moralische Urteil im Sinne des Kategorischen Imperativs sind anthropologisch als Versuche gelesen worden, diesen Konflikt zu moderieren und damit Formen von Aggressionshemmung mit der auf ihnen aufbauenden Möglichkeit zur Erhöhung sozialer Komplexität zu schaffen. Der absolute Fürst, so stellten Freud wie Nietzsche fest, kann nur Herr über einige armselige Lehmhütten sein, nicht aber Herrscher über ein Imperium. Letzteres setzt den wohldosierte und komplex strukturierte Einsatz von Aggressivität voraus.<sup>4</sup> Die differenzierte Fähigkeit zum moralischen Urteil und der bewußten Umgang damit kann so als verlängerter Arm des Durchsetzungswillens von Eigeninteressen des Individuums interpretiert werden. Das introjizierte moralische Urteil gerät in dieser Theorieform in eine Abhängigkeit von Grundbedürfnis nach Selbstbehauptung. Dagegen lassen aber sich zahllose Beispiele von Selbstaufopferungen finden, von dem Märtyrern der Christenheit bis zu den Selbstmordattentätern des Jihad, die in all ihrer rücksichtslosen und egoistisch erscheinenden Struktur die Entität, die da Eigennutz skrupellos zu verwirklichen sucht, nicht auf der individuellen Ebene verorten lassen kann. Hier ist es die Gruppe, die mit welchen Formen der Manipulation auch immer, Individuen dazu bringt, ihr nicht mehr wollen können zu wollen.<sup>5</sup>

So problematisch das von Freud entworfene Verhältnis von Aggressivität und dem moralischen Urteil auch sein mag, es verdeutlicht immerhin, daß wir uns nicht vorstellen könnten, die Durchsetzung unserer Interessen und das moralische Urteil hätten nichts miteinander zu tun. Was sollen wir tun? Dies ist spätestens seit Kant die Grundfrage, die hinter jeder weiterführenden moralischen Überlegung steht. Und was immer wir tun, die dem Menschen eigene Grundeigenschaft, mit seinen Handlungen über sich hinaus zu weisen, stets andere und ihre Möglichkeiten damit zu beeinflussen oder zu beeinträchtigen, wird immer die Frage nach dem Guten oder Bösen dieser

Handlung mit aufwerfen, wie immer das Gute und das Böse kulturabhängig auch ausgestaltet sein mögen und so verschieden die Regeln sein mögen, welche deren Verhältnis zueinander regeln.

Wir sehen: Die Fähigkeit zur Aggression und ihrer Ausgestaltung besitzt ein schwieriges Verhältnis zur Fähigkeit zum Bösen. Weder sind die Begriffe Synonyme, noch muß ein Wesen frei sein, um in welcher Ausgestaltung auch immer, aggressiv sein zu können. Die Gleichheit der Geschlechter in Sachen Freiheit/Fähigkeit zum Bösen legt jedoch die Annahme nahe, daß sie sich auch in ähnlicher Intensität, wenn auch in unterschiedlicher Weise um die Durchsetzung und Wahrung ihrer Interessen bemühen: wer einen verbotenen Apfel nimmt, dem ist klar, daß dies Konsequenzen haben kann, dem Akt der Freiheit ein Risiko innewohnt, in einen Konflikt zu geraten. Dieses Risiko geht nur ein, wer ein Eigeninteresse verfolgt, welches das Risiko lohnend erscheinen läßt. Den Apfel nimmt nur, wer um Aggressivität, ihre Modulation und ihren Preis weiß. Eva als weniger klug zu betrachten hätte der Theologie nicht gelingen können, weil schon die Schlange um den passenden Ansprechpartner für ihr zukunftsweisendes Projekt wußte.

Wir behaupten daher auf der Grundlage unseres Schöpfungsmythos, daß sowohl die Fähigkeit zur Freiheit als auch die Fähigkeit zu Aggressivität zwischen den Menschen im Prinzip gleich verteilt sind, und sich allein ihre Phänomenologie unterscheidet. Eine Untersuchung der Ausgestaltung der weiblichen Aggressivität ist deswegen angezeigt, da sich unsere Wahrnehmung und unsere juristischen Sanktionen primär auf die Formen der männlichen Aggressivität richten. Dies erklärt, warum vom Rechtssystem auch zum allergrößten Teil Männer erfaßt und sanktioniert werden. Der Erfolg der weiblichen Formen der Interessensverfolgung besteht nicht zuletzt darin, von diesen Sanktionen nicht erfaßt zu werden. Dies bedeutet nicht zwingend, daß sie gar nicht (von welcher Instanz auch immer) erfaßt werden. Aber es bedeutet, daß sich die konsequente Besetzung der Opferrolle in gesellschaftlichen Diskursen auch als Teil einer Eigeninteressenverfolgung und damit komplexeren Form von Aggressivität interpretieren läßt, kulminierend in Opfermythen der Frau, die sich von Opfermythen der Männer unterscheiden.<sup>6</sup>

Es gehört zum Wesen des Mythos, etwas sehen zu lassen ebenso, wie etwas zu verdecken, was sich in ihm nicht erzählen läßt: in der Kultur des Abendlandes, welches die Fähigkeit, sich über göttliche Gesetze hinwegzusetzen in einer Frau begründet, herrscht Sprachlosigkeit über die Formen der weiblichen Interessendurchsetzung. Diese Sprachlosigkeit zu behandeln ist das Interesse einer Phänomenologie der weiblichen Aggressivität, trotz des Gegenwindes, der die natürliche Konsequenz einer Diskussion der Interpretationshoheit über Aggressivität und Opfermythen sein muß.

Die Notwendigkeit, sich den damit verbundenen Gefahren auszusetzen, ergibt sich nur selten im juristischen und politischen Geschäft. Um so drängender erscheint sie jedoch in jener Institution, die als Pendant des Gefängnisses in den mannigfaltigen Ausgleichsbewegungen zu dysfunktionalem Verhalten in unserer Gesellschaft gelesen werden kann: Der psychiatrischen Klinik. Dysfunktional-aggressive Männer – d. h. diejenigen, die es mit ihren Durchsetzungstechniken nicht in eine Vorstandsetage gebracht haben – ge-

hen in den Kerker, Frauen ins Irrenhaus.<sup>7</sup> Warum? Zur Annäherung an das Phänomen werfen wir einen Blick sowohl in die Literatur als auch in die Klinik. In die Klinik deswegen, weil sich das Phänomen uns hier zeigt und uns an der eleganten Schwester der Aggression, der Depression, unterrichtet. In die Literatur, weil sich an ihren Figuren idealtypisch etwas sehen läßt, was sonst im Grau des Alltags untergeht.

Es bleibt trotzdem prekär, von *weiblicher* Aggressivität zu sprechen. Die an der Depression exemplifizierbaren Herrschafts- und Erpressungstechniken z. B. finden sich seltener bei den Frauen, die es in der Welt der Männer zu Macht und Ansehen gebracht haben. Ein weiblicher CEO oder eine böse Königin glänzen eher durch die perfekte Adaptation männlicher Führungsqualitäten, wie z. B. der Humiliation Subordinater coram publico. Dieser Befund, der sich im volkstümlichen Urteil von den schlechteren Männern im Fall weiblicher Führungskräfte spiegelt, stützt unsere These aber nur: Gender ist Nähe zu Verhaltenstechniken, Strukturbildung in der Interaktion, Kostüm der Seele auf dem Parkett gesellschaftlicher Anforderungen, nicht allein biologisches Geschlecht. Daher entfaltet sich in von männlichen Aggressionsmustern tradierten Strukturen auch bei den darin erfolgreichen Damen das Muster von ostentativer, nach dem Applaus der Gewalt gierender Machtentfaltung. Der zunehmende Erfolg von Damen in Vorstandsetagen und Regierungssitzen ist weniger Ausdruck eines genetischen shifts als vielmehr der Erlernbarkeit von Verhaltenstechniken, die gender konstituieren. Gender emanzipiert sich vom biologischen Geschlecht und ermöglicht die Kolonisation einstmals fremder Wirkungsbereiche<sup>8</sup>. Damit ist deutlich, daß die Phänomenologie der weiblichen Aggressivität kontinuierlich reflektieren muß, wer oder was weiblich ist. Es ist für unser phänomenon nicht ausreichend, im biologischen Sinne eine Frau zu sein.

### **Herzeleide: zur Eigendynamik des depressiven Erpressungsversuchs**

Keine psychiatrische Erkrankung, mit Ausnahme der Schizophrenie, ist zerstörerischer als die Depression. Sie entwertet das Leben, verkehrt, was uns Freude war in eine Last, nimmt uns die Farbe und das Licht aus unserem Leben. Sie hat genug Seiten, um mit ihrer Phänomenologie Bände zu füllen. Die klassischen Bilder von schlechter Stimmung und lautem Klagen oder apathischem Rückzug sind nur einige ihrer Ausprägungen. Dies hat leider zur Folge, daß sie häufig nicht als solche erkannt wird und über Jahre Kopf- und Rückenschmerzen, «Weichteilrheuma», Befindlichkeitsstörungen oder «Launen» hingenommen, chronifiziert oder fehlbehandelt werden. Wen sie in den Klauen hat, der wird seines Lebens oft nicht mehr froh, bis dieses gar im Suizid zur Disposition gestellt wird, obwohl die meisten Depressionen gut auf eine pharmakologische und psychotherapeutische Behandlung ansprechen, so diese denn initiiert und durchgehalten wird: Genau dies ist dem Patienten aufgrund der Natur der Erkrankung und dem mit ihr verbundenen Antriebsverlust aber häufig nicht selbst möglich, was leicht in einen Teufelskreis aus Depression und versäumter Behandlung münden kann.

Der rein deskriptiv, an den äußeren Symptomen wie Stimmungseinbruch, Antriebsverlust, Anhedonie, psychomotorischer Unruhe, Apathie, Schlaf- und Appetitstörungen, Schmerzen und Suizidalität gemessenen Depressivität kann eine Vielzahl von Ursachen zugrunde liegen. Deren Undurchschaubarkeit, die mangelnde Abgrenzbarkeit der Einzelursachen und das gemeinsame Ansprechen der meisten Depressionen auf Medikamente war für die WHO die Begründung dafür, die ätiologische Klassifikation der Depressionen zu verlassen. Wir sprechen daher heute nicht mehr von endogenen («innerlich» oder «biologisch» verursachten) oder neurotischen Depressionen, da in und mit der Diagnose keine Vermutungen mehr zur Krankheitsursache mit angelegt werden sollen. Wir konzentrieren uns heuer in der Diagnose und oft auch in der Therapie ganz auf die äußere Hülle des Problems, das Depressiv-Sein an sich.<sup>9</sup>

Damit bleibt zuweilen der Kern des Problems unerkannt. Die Psychoanalyse hatte jahrzehntelang versucht, die Depression als unglücklich ausgeprägten Konflikt verschiedener Es- und Über-Ich-Ansprüche des Einzelnen zu interpretieren. Der Konflikt wurde damit im Wesentlichen ins Innere des Depressiven verlegt, allenfalls der Generalverdacht gegenüber der Mutter wurde ätiologisch als Eintrittspforte der Depression exploriert. Grundlage einer depressiven Fehlentwicklung sind hier primär die Schwierigkeiten, die sich aus der Unvereinbarkeit der von außen und von dem Individuum selbst gesetzten Ansprüche ergeben. Nur in der Auflösung dieser inneren, häufig nicht einmal bewußten Konflikte kann die Depression nachhaltig behandelt werden.<sup>10</sup>

Es bedurfte der Verhaltenstherapie und der zuweilen finsternen Irrläufe des Behaviorismus, um die interaktionellen Aspekte von Depressionen und das an ihnen deutliche Lernen am Modell näher zu beleuchten. Der Fokus der Untersuchung von Depressionen verschob sich von der Ausleuchtung des Einzelnen zur Betrachtung des Netzes, in dem dieser aufwächst und lebt. Entsprechend können nach diesem Verständnis die Probleme weniger im Rahmen einer Therapie in der Abgeschlossenheit der psychoanalytischen Übertragungssituation langsam aufgelöst werden, sondern ein Übungsprogramm soll langsam Kompetenzen wieder aufbauen, die im Verlauf der Erkrankung verloren gegangen sind und das natürlicher Weise zu erwartende Abklingen der Depression verzögern.<sup>11</sup>

Allen Ansätzen ist gemein, sich in praxi voneinander deutlich weniger zu unterscheiden, als ihnen und den Autoren ihrer verkaufsorientierten Manuale lieb sein kann. De facto findet sich heute in den meisten Behandlungen von Depressiven, egal, von welcher Schule der Therapeut einmal gestartet sein mag, eine Vielfalt von Behandlungselementen, die der Vielfalt von Krankheitsursachen meist sehr viel besser entgegenkommen, als dies das Korsett einer reinen Lehre heuer abbilden könnte.<sup>12</sup> Ausnahmen von dieser Regel bilden Anfänger, die erst in eine der Schulen initiiert werden müssen, und Orthodoxe, die den Mangel an eigener Qualität der durch die Abwertung konkurrenzierender Schulen auszugleichen suchen. Wissenschaftliche Versuche jedoch, diesem Methodenelektizismus zu einem sinnstiftenden theoretischen Hintergrund zu verhelfen, sind bis heute rar.<sup>13</sup>

Es gibt keine Standardursache der Depression und auch keine Standardbehandlung. Allein für die Antidepressiva kann man einen generellen (wenn auch eher schwachen) positiven Einfluß reklamieren, der sich aber für die (durchaus sehr unterschiedlichen) Einzelsubstanzen keinesfalls bei den jeweiligen Patienten sicher vorhersagen läßt. Diese Vorrede sind deswegen so wichtig, um die sich nun anschließenden Überlegungen nicht in ein schiefes Licht geraten zu lassen. An der Schrecklichkeit einer Depression und ihrer Behandlungswürdigkeit, an dem Leiden des Einzelnen kann kein Zweifel bestehen. Nur selten stellt sich der Verdacht auf ein Rentenbegehren oder gar eine Simulation, die meisten Patienten wären lieber gesund, zumindest dann, wenn dies nicht mit anderen, u.U. noch schwerwiegenden Veränderungen in ihrem Leben verbunden wäre.

Gerade bei den psychotherapeutischen Interventionen wird noch mehr als bei modernen Medikamenten deutlich, daß es keine Wirkung ohne Nebenwirkungen geben kann. In und an einer solchen Therapie wird auch häufig klar, wie wenig sie a priori erfolgreich sein kann, weil der Klient auf die Depression nicht zu verzichten vermag. So zutiefst widersinnig dies klingt, so folgenschwer ist es für den Betroffenen. Der Patient bildet Symptome aus, die sich als die immer noch beste mögliche Lösung in einer verfahren anmutenden Lebenssituation darstellen und nicht immer durch einen neuen Blick auf diese überflüssig gemacht werden können.

Um so mehr muß an dieser Stelle die Überzahl der weiblichen Patienten in der Klinik ins Auge fallen. Die biologische Psychiatrie – was auch immer das sein mag – hat bislang keine spezifisch weiblichen Depressionsmarker im Genom isolieren können. Der Psychiatriekritik im weiteren Schlepptau Foucaults dagegen erscheint das Mißverhältnis der Geschlechter allein schon deswegen gut verständlich, weil sie in der Klinik vor allem ein Herrschaftsinstrument der Gesellschaft sieht, die sich in und mit ihr ihrer Störenfriede entledigt.<sup>14</sup> Was verrückt ist definiert sich nach dieser Doktrin allein durch die Erfordernisse derjenigen, die zum Untersuchungszeitpunkt die Definitionshoheit für die Unterscheidung verrückt/nichtverrückt inne haben: Die Herrschaft des Mannes macht es für die entsprechend vorerzogenen Frauen notwendig, die Aggression gegen den Aggressor nach innen, gegen sich selbst zu richten. Daher werden sie depressiv, anstatt ihre Peiniger zu neutralisieren. Und wir gönnen uns die Jelinek auf dem Theater, obschon sich der Abend auch mit Shakespeare verbringen ließe.

Vermittelnd zu behaupten, die Wahrheit läge irgendwo in der Mitte, blendet das Auge für eines der Hauptprobleme der Diskussion: die Folgeprobleme der starren Unterscheidung Täter/Opfer. Es wird zwar unterdessen ausführlich reflektiert, daß häufig die Mißbrauchten selbst wieder zu Mißbrauchern werden, an der Dichotomie jedoch wird kein Zweifel akzeptiert, da ansonsten kaum auf die moralische Überlegenheit, das Eigentlich-im-Recht-Sein des Opfers als Argumentationsgrundlage rekurriert werden kann. Eine Ehefrau wird depressiv, weil sie sich aus der ihr über Jahre zugemuteten Situation nicht anders befreien kann, als sich in die Krankheit und in die Klinik zu flüchten (während Männer eher zur Flasche greifen). Schuld, beruhigend zu wissen, ist freilich der Ehepartner, ohne dessen Gewalt und Kälte die Situation nie so weit hätte eskalieren können. Die Unterlegende

auf dem Kriegsschauplatz der Ehe bleibt die Königin der Herzen, bis sie sich zum äußersten Schritt, dem appellativen Suizid, gekrönt vom Abschiedsbrief, entschließt. *Wenn ihr nicht so gewesen wäret, dann hätte ich dies nicht tun müssen, doch trotzdem erhoffe ich nur das Beste für die Kinder, lebt wohl...*<sup>15</sup>

Unsere Überzeichnung, die nur durch die Realität immer wieder übertroffen wird, kann kaum einem Fall und gar keinem Betroffenen, welchen Geschlechts auch immer, gerecht werden, obwohl viele Abschiedsbriefe genau diesem Stil eines schlechten Poesiealbums folgen. Die Verzweiflung des Autors und der Wunsch, die eigene Machtlosigkeit als Übergriff über den Tod auszuleben verbinden sich zu einer Mischung, die auch den Gebildeten für die Logik eines Groschenromans empfänglich macht. Der Erfolg der Operette erklärt sich aus der Tiefe, in der ihr Duktus in der Sprache der Menschen verwurzelt ist.

Keiner gefährdet sein Leben oder setzt es dem Zufall des Rechtzeitiggewordenwerdens aus, ohne in tiefer, ernstzunehmender Not zu stecken. Und trotzdem ist frappant, welch Ausmaß an nahezu unverhohlener Aggression aus solchen Zeilen in die mutmaßliche Nachwelt schwappt, die sich, zurück in der Gegenwart angekommen, immer noch distanzierter verhalten wird als schon zuvor, anstatt die benötigte Hilfe zu mobilisieren. Das Opfer greift hier zu einem Stilmittel, welches sich dysfunktional gegen sich selbst richtet und zugleich den Weg zu weiterer Hilfe verbaut, sobald die manipulative Seite des Geschehens dem sozialen Umfeld deutlich wird. Der Mord am Aggressor wäre nicht weniger dysfunktional, da er so gut wie nie unaufgeklärt bliebe und fast immer das Leben des Täters nachhaltig zerstörte. Der Selbstmordversuch wirkt auf Dauer und in seiner Wiederholung kaum weniger isolierend, wie sich bei Suizidroutiniers wie den Borderlinepatienten besonders deutlich zeigt. Das Umfeld spürt, wie sehr das Opfer sozialer Schief lagen (häufig erschwert durch eine Mißbrauchsvorgeschichte) selbst höchst mißbräuchlich verhält und zieht sich aus der emotionalen Umweltverschmutzung zurück. Wer hätte Lust, sich selbst fortlaufend zur Zielscheibe unkalkulierbarer Decontenancierungen zu machen? Allenfalls die Selbstmordforen des Internets<sup>16</sup> bieten hier einen Heimathafen. Im Fachsimpeln über das gegenüber Hirnwasserspritzern resistente Abschiedsbriefpapier oder todsichere Sturzhöhen von Shoppingmall Balkonen ereignet sich die zwischenmenschliche Nähe, deren Fehlen der Hauptmotor des Suizidimpulses ist. Im sicheren, gesichtslosen Dunkel des webs fallen auch die Persönlichkeitseigenschaften, die im wirklichen Leben die Interaktion des Betroffenen mit der Umwelt erschwert hatten, weniger auf oder ins Gewicht, und es läßt sich gemeinsam am Bild einer feindlichen Welt feilen, die dem Einzelnen das ersehnte Opfergefühl zuspricht. Der äußere Feind nährt die innere Gemeinschaft, die Logik einer Selbsthilfegruppe könnte fast schon funktional genutzt werden: Die Kälte und die Kalten sind draußen, fast könnte man ob der hier gefundenen Gesinnungsgemeinschaft sein Anliegen vergessen. Fast. Denn zur Logik dieser Gesinnungsgemeinschaft gehört es auch, sich schlußendlich vor den anderen zu beweisen. Echtes Leiden ist ironiefrei. Und das kann dann, ganz in der Logik der Sache liegend, ein böses Ende nehmen.

Opfer und Täter fallen hier nicht überein, machen es aber gerade bei den Nachfahren dieser Patienten sehr schwer, das Henne/Ei Problem zu lösen,

welches die Voraussetzung für eine klare Täter/Opfer Unterscheidung sein müßte. Das Tun und das Erleiden einer Tat rücken hier so nah aneinander, daß die Intimität dieses Verhältnisses für den Patienten ebenso unerträglich wird wie für sein Umfeld. Gleichwohl wird auf die Opfer/Täter Dichotomie rekurriert und auf der Rolle des Opfers bestanden. Wer sie in Zweifel zieht, dem droht das Verdikt der Uneinfühlsamkeit, noch besser, der Mitschuld am – zufälligerweise diesmal erfolgreichen – Suizid des Patienten. Und wer, auf der anderen Seite, immer wieder die Vertrauensfrage stellt, *Sie müssen mich heute Nacht in die Klinik aufnehmen, sonst tue ich mir etwas an*, der ist gezwungen, sich ab und zu tatsächlich selbst zu gefährden, um den aus dieser Klage resultierenden forensischen Druck auf den Arzt zu erhalten, der ansonsten, diverse Wiederholungen in der Vorgeschichte vor Augen habend, sich um 3 Uhr früh vielleicht ein Gähnen nicht verkneifen könnte. Die Extremsignale menschlichen Leidens verkommen zur allen Betroffenen leer erscheinenden Rhetorik, die den Hauptbetroffenen am Ende zum Ende treibt. Die Tatsache der Selbstbeschädigung des Patienten macht sein Verhalten nicht weniger aggressiv, seine Übergriffe auf den Arzt nicht weniger verletzend.

Die juristische Begleitmusik dazu spielt aber nur auf der einen Seite; die Fälle eines gerichtlichen Nachspiels zu fehleingeschätzten Situationen berücksichtigen allein das Problem der unterlassenen Hilfeleistung durch den Arzt, welches findige Entschädigungsjuristen gern im Namen des Opfers nachzuexplorieren sich anschicken; die Zeit- und Ressourcenvernichtung durch den Patienten gilt dagegen als nicht weiter einklagbar, sondern als Berufsrisiko des Arztes, der sich in einer zunehmend asymmetrischen Beziehungskonstellation wieder findet. Um so ausgrenzender werden die verbliebenen Behandlungsangebote für Berufssuizidenten: wer mit der Suiziddrohung hantiert, der wird – so die Vorausvereinbarung behavioraler Therapieprogramme – umgehend aus dem *setting* entfernt, um Erfolg und Stabilität der Gruppe nicht zu gefährden.

Kaum weniger durchschlagend dysfunktional wirkt sich das als *passiv-aggressiv* bekannte Verhaltensmuster aus. Nichts schreit lauter als ein Verstummen. Stilles Leiden in der bedingungslosen Selbstaufopferung ist der ultimative Induktor schlechten Gewissens im ausgelieferten Publikum. *Herzeleide starb!*<sup>17</sup> Das muß sie auch, um ihren Parsival, noch im Mutterleib vom Vater sterbend mit diesem Namen begrüßt, auf seinen Leidensweg schicken zu können, dessen größte Klippe in der Erinnerung an eben dieses Leid durch der Liebe ersten Kuß besteht. Erst die Erinnerung an das Leid eines anderen, der Klage des Amfortas sei Dank, relativiert einen Druck, der auch den gebundenen Delegierten Parsival in den Untergang geführt hätte.

Titanen von Nietzsches Format töten im Befreiungskampf ihres Lebens (Gott-)Väter, um den Übergriffen ihrer Mütter schutzlos ausgeliefert zu bleiben. Der Psychoanalyse fiel dieser Umstand auf, den sie aufnahm, um mit ihm gründlich über das Ziel hinauszuschießen. So entwarfen einige ihrer Vertreter<sup>18</sup> eine Theorie zur Ätiologie der Schizophrenie, die eine kalte, gefühlsarm agierende Mutter in das Zentrum ihrer Überlegungen stellte. Das Wissen um die Enge und Bedeutung der Beziehung jedes Menschen zu seiner Mutter wird hier in einem waghalsigen Analogieschluß zur Beziehungs-

unfähigkeit mancher Schizophrener als Ursache für eine sehr viel stärker genetisch verursachte Lebenskatastrophe herbeigezogen.

Gleichwohl setzt die Mutter, hier wird niemand die Früchte der Psychoanalyse in Zweifel ziehen wollen, entscheidende Anker in der emotionalen Landschaft ihrer Kinder. Das – von der Psychoanalyse erkannte und beschriebene – Hauptproblem liegt für die Kinder in der mangelnden Bindungs- und Interaktionsfähigkeit, die sich als Konsequenz eines inkonstanten und unzuverlässigen Bindungsverhaltens in den ersten Lebensjahren häufig, wenn auch nicht immer, bei den Kindern einstellt. Für das Kind ist es eine müßige Frage, warum die Mutter diese Kommunikationsstrukturen nicht aufbauen kann oder will oder diese mißbraucht. In der Tat weiß man heute um eine Vielzahl von Gründen. Sie reichen von hormonellen Störungen nach der Entbindung, die sich durch den jähen Verlust der hormonproduzierenden Plazenta erklären lassen und bis zum Infantizid führen können, über die an Medea orientierte rächende Zwangsidentifikation der Kinder mit ihrem in die (oft berechnete) Kritik der Frau geratenen Vater, bis zur skrupellosen Verwirklichung eigener, unerfüllter Entwicklungsstränge in den Lebensläufen daran überhaupt nicht interessierter Kinder.

Für das Kind ist die Situation ausweglos die gleiche: seine Zukunft wird massiv beeinträchtigt, bevor sie überhaupt begonnen hat, seine Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten oder manipuliert, ohne daß es dafür einen Ort der Klage geben könnte außer der (meist ebenfalls wenig produktiven) Rache des Zuwendungsentzuges nach der Pubertät. Was in dieser Intimbeziehung geschieht, spielt sich im rechtsfreien Raum ab, der enger und rechtloser ist als die Position des Fetus vor der Abtreibungsdrohung. Kein Staatsanwalt dieser Welt verfolgt den lebenslähmenden Liebesentzug oder die erstickende, Selbständigkeit durch Selbstbestimmung verunmöglichte Überprotektion der Mutter. Ihr ist, so sie die hier irrelevanten Ge- und Verbote des Strafgesetzbuches berücksichtigt, völlig freie Hand gegeben.

Kommt es im weiteren Lebensverlauf zu Ablösungs- und Distanzierungsbemühungen des Kindes, so wird häufig die nächste Eskalationsstufe der emotionalen Gewaltausübung ausgefahren, die Induktion des Schlechten Gewissens. Sie stellt das Meisterstück der Manipulation durch Selbstopfer dar und wird in ihren Anfängen bereits von Freud in seiner Theorie zu Verinnerlichung des Über-Ichs beschrieben. Bei Freud sind die Söhne des Urvaters zwar insofern erfolgreich, als ihnen dessen Ermordung gelingt, doch geschieht dies um den Preis einer Verinnerlichung seiner Gebote in ihr Über-Ich, das wir hier einmal mit Gewissen übersetzen dürfen. In ihnen lebt der Urvater weiter und bestimmt das Geschick seiner Kinder.

Das Schlechte Gewissen der Urmutter wird subtiler und zugleich nachhaltiger injiziert. Es erscheint unnötig, sie zu töten, da sie dies von sich (und für sich) selbst aus besorgt. Regelverstöße werden nicht etwa durch offene Gegengewaltausübung, sondern durch die Inszenierung des eigenen Leidens geahndet. Sie zerbricht gut hörbar an der Undankbarkeit ihrer Umgebung und markiert die Täter mit dem Ruch der Unfolgsamkeit gegenüber den Eltern. Hatte der Vater noch eine reale Chance, sich im Kampf mit den Pubertierenden zumindest wehren zu können, so verzichtet die Mutter auf Gegenwehr, noch bevor diese notwendig geworden wäre, und zeichnet dem

übrumpelten Nachwuchs das Kainsmal der Undankbarkeit ein. Mutter reißt das Kreuz an sich, noch bevor sich Pontius Pilatus die Hände hätte in Unschuld waschen können, der vorwurfsvolle Schrei der Ermordeten wird hörbar ehe das bescheidenste Gewächs eigener Freiheiten sich hätte aus dem Serail der mütterlichen Sorge herausstrecken können.

Mutter wird *depressiv*, erleidet einen weiteren Schub ihrer Fibromyalgie und erwartet, gerettet zu werden, indem der Nachwuchs im Angesicht ihres Leides sein Autonomiewünsche wieder kassiert, sich dieselbe Gewalt antut, die sie dem niedrigsten ihrer selbst angetan hat. Seht hin, ich intoxikiere mich mit 2, in Worten zwei, Schlaftabletten. Die Familie ist erschüttert, aufgerüttelt, entdeckt ihre Uneinfißsamkeit, die bereits bestens voreingefühlt worden ist. Der Arzt führt lange Gespräche mit der Familie, die Therapeutin rät der Patientin dazu, sich einmal ganz fallen zu lassen und nach innen, auf sich zu horchen, derweil letztere am Krankenlager die Reumütigen, die es soweit haben kommen lassen, ermattet empfängt. Tränen lügen nicht. Und dabei liebe ich Euch beide. Schachmatt durch die Dame im Spiel.

Nachdem der Becher des Leidens bis zum letzten Tropfen ausgekostet worden ist, kann die Reintegrationsphase der Rekonvaleszenten beginnen. Nicht zu laut bitte auf dem Flur. Sie versucht zu schlafen. Etwas Franzbrot, etwas Taube. Für einige Zeit sind die Herrschaftsverhältnisse wieder stabilisiert, bis das Vergessen, welches die Haltung aller Menschen gegenüber dem Schmerz regelmäßig aufweicht, das mühsam errichtete Werk wieder zu zerstören droht. *Allmächtger Vater, blick' herab, sieh sie im Staube vor mir knien, die Macht, die mir Dein Wunder gab, laß jetzt noch nicht zugrunde gehen!*<sup>19</sup> Es muß nachgelegt werden. Da Menschen vor allem am Erfolg und durch die Vermeidung von Unleidlichkeiten lernen, hat Mutter gelernt, wann sich wieder eine Depression einzustellen hat, und hat die Restfamilie gelernt, wie sie sich mit den geringsten Kosten, d.h. gesichtswahrend und unter Vermeidung von offener Konfrontation, aus der Affäre zu ziehen vermag. Die Depression muß für die nunmehr schon Leiderproben diesmal noch deutlicher ausfallen, der Versuch, aus dieser Welt zu treten muß an Dramatik zulegen, um die längst verlorene Glaubwürdigkeit noch einmal behaupten zu können. Dabei kommt es zuweilen zu tödlichen Unfällen, die den Wendepunkt markieren, ab dem mit zu viel manipuliert wurde. Das Opfer vollendet sich. Am Ende muß in der Oper des Lebens gestorben werden, und Sterben birgt auch auf dieser Bühne das Risiko des Todes in sich. Die Dramaturgie des Leidens hat den Tod als Zwischenrufer zwar nicht vorgesehen, muß ihn dann aber vergegenwärtigen, was die kritische Auseinandersetzung mit dem Verhaltensmuster in der betroffenen Familie nicht eben erleichtert.

Die Depression als letztlich kontraproduktiv fehlgeleiteten Erpressungsversuch einzuordnen hilft nicht immer weiter. Es bleiben bei genauer Exploration der Patienten genug Fälle übrig, die keinen solchen Mechanismus erkennen lassen und die Beschreibung eines solchen auch nicht als Hilfskonstruktion vorangebracht werden können. Die Möglichkeit eines solchen Mechanismus aber zu tabuisieren verstellt Möglichkeiten auf dem Weg zu einer Narration des Falls, der stets eine (Lebens-)Geschichte hat und ist.

Unser Bild vom Täter wird herausgefordert. Der gewalttätig-betrunkene Unterhemdenträger auf dem Küchensofa oder die medial stets sorgsam ge-

hätschelte Knobelbecherinszenierung alter und neuer Nazis erfüllt die Erwartungen, die wir an einen Täter haben. Äußeres und vermutetes inneres Bild passen zusammen und lassen bestenfalls noch kritische Fragen an die eigene Verführbarkeit im Rahmen politisch korrekter, metrosexueller Selbstbeziehungsrитуale zu. Die Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs jedoch verhindern durch die Ostentation ihres eigenen Leidens jeden *discourse on ostentation*, der vom Berg der Seligpreisungen auf sie herabkommen könnte, und erst recht die Frage nach dem Blut, welches an ihren Händen klebt. Die scheinbare Untrüglichkeit zur Schau gestellter Gefühle würgt Fragen nach dem aus diesem Verhalten gezogenen Gewinn allzu leicht ab. Der, dem es selbst so schlecht geht, kann nicht Ursache des Übels sein. *The usual suspects* ziehen den Kürzeren.

Es kostet eine unendliche Menge an zusätzlicher Energie, sich aus dieser Umarmung zu lösen. Zu schwer wöge der Vorwurf, eine Unschuldige verurteilt zu haben. In jeder Mutter steckt eine Violetta Valéry im Moment ihrer unrechtmäßigen Beschämung: *Tu non conosci che fino a prezzo, del tuo disprezzo – provato io l'ho!*<sup>20</sup> Leider handelt es sich nur zu oft um eine Inszenierung, die allein die emotionale Kapitulation des Einzubindenden als Ziel und zur Folge hat. Die Distanzierung von der Mutter macht das Unmenschlichste unumgänglich, erst als Orest werden wir fähig, ein eigenes Leben und eigene Fehler zu beginnen. Dankbar wenden wir uns Hofmannsthal zu, der es uns erspart, die schreckliche Tat selbst zu begehen und unsere Sehnsucht nach Befreiung durch Strauss' eruptive Sublimation substituiert. *Triff noch einmal!*<sup>21</sup> Anstelle von Beil und Dolch vermögen wir nunmehr, am antiken Beispiel geschult, deren schärfere Schwester, den Liebesentzug, für uns nutzbar zu machen. Wir stehen über der Versuchung, unseren justitiablen Bankrott einzuleiten; Herodes' *Man töte dieses Weib!* ist als schwächliche Verzweiflungstat des längst durch die Damen Gebrochenen identifizierbar. Wir dagegen erheben uns aus dem Sessel, treten aus dem Dunkel des Auditoriums in das Foyer und üben uns – zumindest für einige Stunden – im Aufmerksamkeitsentzug. An der Antike sehend gemacht vermögen wir für kurze Zeit unsere Fessel abzustreifen, bevor der Sumpf des kollektiven Schuldbewußtseins gegenüber den sich für uns aufopfernden Müttern das Licht dieser Erkenntnis wieder erstickt.

### Elektra: Manipulation durch aktive Passivität

*Wo bleibt Elektra? Ist doch ihre Stunde, da sie um den Vater heult?*<sup>22</sup> Man hat sich eingerichtet am Hof von Mykene mit der unliebsamen Tochter des im Bade Erschlagenen. Keiner nimmt mehr so ganz ernst, was sie, die Natter, jedem, der es nicht hören will, entgegenschleudert. Trotzdem meidet man sie, und vor allem ihre eigene Mutter, die ebensowenig wie die Tochter von dem glimpflichen, taurischen Ende der Vorgänge auf Aulis weiß, und sich deswegen im gleichen Recht bereits an ihrem Mann vollzogener Rache sieht. Die generationsübergreifende Wirksamkeit des Tantalidenfluchs sorgt jedoch zuverlässig für ein *Nichts*, welches der Mutter den Schlaf raubt. Der fast unhörbare, gleichwohl unbehagliche Trommelwirbel des schlechten Gewissens treibt sie an die Grenze des Wahnsinns und die noch gefährlichere

Nähe ihrer eigenen Tochter, die sie nur vermeintlich in ihrer entscheidenden Begegnung nicht *störrisch* findet. *Weiß sie kein Mittel gegen Träume?*

Nicht nur *wer älter wird, der träumt*. Vor allem träumt, wer dem Fluch des Tantalos die Hand zur Selbstreproduktion geliehen, das Prinzip des Familienmordes in die nächste Runde getrieben hat. Das wissen Klytämnestra und Elektra. Beiden Damen kommen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht weiter. Die Mutter ist behängt mit Steinen, in denen sie eine Kraft vermutet, die sie jedoch nicht vollumfänglich zu nutzen versteht und daher gern, *denn Du bist klug*, die Ideenwelt ihrer ungeliebten Tochter auszuhorchen versucht. Diese jedoch meint es, die Dienerin hatte völlig recht, *tückisch*. Haß und Tod zwischen denen, die sich einst gegenseitig das Leben schenkten, sind zum Greifen nah. Und doch passiert, außer mehr oder minder subtilen verbalen Gefechten, nichts. Die Mutter sieht sich unfähig, *die Nessel, die aus ihr wächst, zu jäten*. Und eben diese beklagt, ja beschreit ihre eigene Untätigkeit zwar laut genug, um ein 111 Mann Orchester zu übertönen, doch zu einer spannungslösenden Tat vermag sie sich nicht durchzuringen. Nicht nur, weil die eigene Schwester eines Weibes Schicksal sucht, Leben schenken statt nehmen will und daher die Gefolgschaft für die Rachepläne der Älteren verweigert. Elektra beschreibt sich trotz der ungeheuren, in ihr wütenden Energie, welche die Grenzen der Tonalität sprengt, als unfähig, die entscheidenden Streiche selbst zu führen. Alles Tun, alle Aktivität im Prozeß der ersehnten Erlösung wird auf den Bruder projiziert, den sie nicht einmal erkennt, als er schon vor ihr steht. Sie bedarf der Erweckung durch sein Entsetzen, allein von den Hunden des Hofes noch als der er- und anerkannt zu werden, der er ist. *Orest! Orest! Orest!* Auf den schwelgenden Farben der Streicher getragen kann sich die bräutliche Schwester dem Bruder antragen, die Waffe ihm zu weisen, die, oh wenn Du sie gewännt, für ihn bewahrt worden ist.<sup>23</sup> Die Winterstürme der Entbehrung scheinen für Elektra dem menstruierenden Wonnemond zu weichen, zum Greifen nah ist Erlösung durch den Tod der Mutter, die nur noch pro forma als Rache am Mord der Schwester deklariert werden muß. Der Bruder ist es, der hinwegnimmt die Sünde der Welt und ihr ihren Frieden gibt. Er ist es, der mit ihrem Willen aufgeladen nunmehr zur Tat schreiten soll. Trunken von dieser Aussicht gerät Elektras langwierig ausgeführte Handlungsplanung jedoch in Gefahr. Dem aus dem Nichts erschienenen Messias wird das Instrument seiner Rache in die Hand zu geben vergessen, nach kurzem stopover eilt er ohne zusätzliche Armierung dem Schicksal seiner Mutter entgegen. Die aus Elektras eigener Sicht einzige Möglichkeit, selbst mit Hand an ihre Mutter legen zu können, ist vertan. *Ich habe ihm das Beil nicht geben können!*

Wie falsch. Sie hätte es leicht aus einer Falte ihres Gewandes herausziehen vermocht, wäre von ihr ein Gedanke daran verwendet worden. Die Selbstbeschreibung im Passiv verdeckt die eigene Verantwortung für Taturheberschaft und Unterlassung, wie wir dies schon von Phèdre kannten: *Je reconnus Vénus et ses feux redoutables / D'un sang qu'elle poursuit tourments inévitables...*<sup>24</sup> Im entscheidenden Moment muß wieder einmal das Schicksal bemüht werden, ihm wird attribuiert, was an einem selbst kaschiert werden muß. Jetzt, da Orest ohne Beil mit blankem Messer der Mutter Lebenslinie durchkreuzen muß, kann Elektra auch nicht mehr ihren Beitrag am so lange

vorbereiteten Werk reklamieren. Diese Erkenntnis mag kurz in ihr aufblitzen, allfällige Selbstkritik wird aber rasch von der Freude über die fraktionierten Todesschreie der Mutter und ihres Gefolges abgelöst. Und wo die Freude so groß und die Hypothek selbstkritischer Fragen zu eigenen Rolle in der weiteren Handlungsfolge zu belastend werden könnte, da bleibt in der Oper stets die Möglichkeit, im Rahmen einer opulenten Schlusszene zu versterben. Strauss gibt ihr zwar nicht mehr die Möglichkeit, starke Scheite am Ufer des Mittelmeeres zu schichten, doch auch ohne ein über die Ufer tretendes musikalisches Autofaß<sup>25</sup> ist mit einem kurzen Tanz in den Tod das eigene Denkmal gesetzt, der posthume Diskurs über die eigene Rolle in die richtige Richtung gesteuert. Wie die Liebe gibt man den Hass nicht allein, sondern sich selber auch mit drein. Die große Tragödie funktioniert nur deshalb, weil sie sich so gut auf das subkutan konservierte emotionale Inventar des Vogelhändlers<sup>26</sup> verlassen kann.

Elektra wäre im Tod sicher lieber mit ihrem Bruder denn mit ihrer Mutter vereint, so sie Erwägungen über das Jenseits auch diesseits ihrer Vaterbeschwörungen ernst genommen haben sollte. Doch für die Möglichkeit des Opfers gibt sie gern die verlockende, wenngleich auch keinesfalls risikolose Aussicht auf eine gemeinsame Schreckensherrschaft des Geschwisterpaares auf. Die Frage, ob Orest die Position seiner Mutter nur usurpieren wollte, um sein eigenes Regime zu errichten, stellt sich für Elektra ebenso wenig, wie der Akzent ihrer Wirksamkeit auf der Tat läge. Sie kann, sie muß erinnern. Im Erinnern liegt ihre Macht. Sie vermag am Ende nichts selbst in die Hand zu nehmen, und doch bestimmt sie die Öffentlichkeit über den casus belli, seine Darstellung in der Öffentlichkeit, sein kollektives Gedächtnis. Ihre Mutter ahnt die Komplikationen, die aus Elektras ostentativer Vergessensverweigerung erwachsen. Obschon Klytämnestra nicht davor zurückschreckt, dem eigenen Sohn schlechte Nahrung und die Tiere des Hofes zur Gesellschaft zu geben, sie gar nach Chrysothemis' Zeugnis einen Plan ausgeheckt hat, Elektra in den Turm zu werfen, so kann sie doch nur durch die – fingierte – Nachricht über Orests Tod noch ein Lachen gewinnen. Hysterisch unecht mag es sein, doch immerhin für einen Moment befreit vom Druck des Nichts, welches Nacht für Nacht über sie hin kriecht. Direkt vorgehen, offen die eigene Tochter angreifen, da doch das gegen Agamemnon gerichtete Beil durch dessen Opferung Iphigeniens gerechtfertigt ward, das kann sie nicht. Elektra weiß um diesen Schutz, so sehr Chrysothemis an dessen Wirksamkeit auch zweifeln mag. Elektra streut das Salz in die Wunden aller. Weder kann es Chrysothemis gelingen, sich in die Mutterschaft führen zu lassen, noch kommt ihre Mutter zu der Ruhe, die sie sich aus der Rache für ihre Erstgeborene erwartet hatte, deren mutmaßlich bitteres Schicksal von Elektra mit keinem Wort reflektiert wird.

Das Salz zerfrißt die Chance auf Versöhnung und Neuanfang, die Chrysothemis heraufbeschwört. Tantalos' Qualen werden von Elektra für sich und die ungefragten anderen iteriert, der bloße Verdacht auf Mitgefühl mit dem Leid ihrer Schwester kann von Elektra sicher zerstreut werden. Sie besetzt die Deutungsmacht der Geschichte und duldet keinen Widerspruch zu ihrer Interpretation. Dieser Übergriff macht jeden Versuch, Perspektiven zu generieren, unmöglich, Elektra ist es, die dafür sorgt, daß der auf ihrem Urvater

lastende Fluch fortgeschrieben, für die Nachfahren die Setzungsmacht von Zukunft stark eingeschränkt wird. Was sie, die scheinbar machtlos-passive, vor allem anderen zerstört ist die Möglichkeit einer Alternative zum Lauf der Geschichte. Anstelle einer Perspektive wählt Elektra das Rad und verhindert, daß irgend jemand diesem entkäme, denn Erinnerung wird zur Waffe, wenn sie ihre Alternativen denunziert.

\*\*\*

Unser Versuch, diesen Prozessen Aufmerksamkeit zu schenken, ist nicht neu. Von den Gesängen Homers bis zur Psychoanalyse sind hier bereits Bibliotheken gefüllt worden. Trotzdem bleiben die Begriffe Aggressivität, Täterschaft und Gewalt und ihre Assoziationswelten ebenso unauffällig wie zuverlässig vom Weiblichen geschieden, das auch auf frischer Tat noch stets auf seine eigentliche, hinter der Tat unausweichlich zu ihr führende Opferrolle verweisen kann. Wir konstatieren hier fasziniert wie entsetzt, wie hier die Eleganz der Aggressivität zu einem nicht unbeträchtlichen Teil aus der Vermeidung definierbarer Tatbestände besteht; Tat und Spurenverwischung, Anschlag und Zeugenmord, Manipulation und Korruption des Opfers sind eins. Entbehrt die Tat der Möglichkeit des Tatsachenvortrags, so entzieht sie sich doch nicht der Nachzeichnung durch den Beobachter. Letzterer bleibt zwar in ihr verhaftet, affektiv beteiligt, ist noch im Aufbegehren gegen die Manipulation ihren Reizen erlegen, doch bleibt die Spur in der Geschichte jedes Opfers noch erhalten, wenn das Blut vom Beil der Atriden wieder einmal abgewaschen ist.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Strauss R. *Salome, nach Oscar Wilde in der Übersetzung von Hedwig Lachmann*. Dresden, 1905.
- <sup>2</sup> In: *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*. FaM, 1977; dazu wegweisend: Schulte C. *Radikal böse: die Karriere des Bösen von Kant bis Nietzsche*. München, 1988, 1991.
- <sup>3</sup> Die Frage der Komplexität der sozialen Interaktion wird bei den Spielen, die versuchen, Muster von Kooperation und Eigennutz zu simulieren, häufig nur sehr vereinfachend einbezogen: vgl. dazu: Nowak M.A., Sasaki A., Taylor C., Fudenberg D. *Emergence of cooperation and evolutionary stability in finite populations // Nature*. 2004. April 8; 428(6983): 646–50.
- <sup>4</sup> Freud führt dies insbesondere in *Totem und Tabu*, seine letztlich kulturpes-simistischen Konsequenzen in «Das Unbehagen in der Kultur» weiter aus, Frankfurt am Main, 1975.
- <sup>5</sup> Hierzu vgl. Rona M. Fields: *Martyrdom*, Westport CT 2004.
- <sup>6</sup> Exemplarisch dafür: Donizettis *Beatrice di Tenda*, Venedig 1833, die über ihren Tod hinaus ihrem Mann zu schaden versteht, in dem sie ihm für seine Untaten öffentlich verzeiht und somit wirksamer als mit jedem Racheffluch sein Ansehen ruiniert – eine Technik, die sich in direkter Nachfolge der Herrschaftsformen Christi sehen darf. Christus darf durch seine demonstrativen Leidensformen für sich in Anspruch nehmen, als einer der wenigen Männer auch das Repertoire der weiblichen Sicherungstechniken von geschichtlicher Wirkungsmacht souverän beherrscht zu haben.

- <sup>7</sup> Vgl. Fichter et al.: *Verlaufs psychischer Erkrankungen in der Bevölkerung*, Springer, Berlin 1990; und vgl. Kessler et al.: *Comorbidity of DSM III-R major depressive disorder in the general population: results from the US National Comorbidity Survey* // *British Journal of Psychiatry* (168). 1996. Suppl. 30: 17–30.
- <sup>8</sup> Vgl. Butler J.P. *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity*. New York, Routledge, 1990.
- <sup>9</sup> Freyberger et al.: *Klassifikation*. In: Stieglitz et al.: *Klinische Psychologie, Psychiatrie, Psychotherapie*. Stuttgart, 2000, S. 50–64.
- <sup>10</sup> Vgl.: Laux G. *Depressive Episode und rezidivierende depressive Störung*. In: Möller L. *Kapfhammer: Psychiatrie & Psychotherapie*. Heidelberg (Springer), 2000, S. 1159ff.
- <sup>11</sup> Linden: *Verhaltenstherapie*. In: Möller L. *Kapfhammer: Psychiatrie & Psychotherapie*. Heidelberg (Springer), 2000, S. 681ff.
- <sup>12</sup> Diese bildet auch die Grundlage für die heuer als wissenschaftlich anerkannten, im Regelfall doppelblind strukturierten Interventionsstudien.
- <sup>13</sup> Sie bedürfen weiter Rückgriffe in die Geschichte der Psychiatrie. Das bis heute weitgehend isolierte Werk Ludwig Binswangers stellt einen solcher Versuch dar, hat aber trotz aller Sonntagsreden zur Interdisziplinarität wenig Widerhall in Medizin und Psychologie gefunden.
- <sup>14</sup> Vgl.: Foucault M. *Histoire de la folie*. Paris: Plon, 1961.
- <sup>15</sup> Hier zu auch: Mark Etkind: *...Or Not to Be: A Collection of Suicide Notes*, Riverhead, 1997.
- <sup>16</sup> Z. B. [www.freitodforum.de](http://www.freitodforum.de).
- <sup>17</sup> Wagner R. *Parsival*, 2. Aufzug.
- <sup>18</sup> Fromm-Reichmann F. *Principles of intensive psychotherapy*. University of Chicago Press, Chicago, 1950.
- <sup>19</sup> Vgl.: Wagner R. *Rienzi*, 5. Aufzug, Dresden, 1842.
- <sup>20</sup> Verdi, Piave, Dumas: *La Traviata*, Venedig 1853, 3. Akt.
- <sup>21</sup> Hofmannsthal, Strauss: *Elektra*, Dresden 1909.
- <sup>22</sup> Hofmannsthal, Strauss: *Elektra*, Dresden 1909.
- <sup>23</sup> Vgl.: Wagner, *Walküre*, 1. Aufzug.
- <sup>24</sup> Racine: *Phèdre*, Acte I, Scène 3.
- <sup>25</sup> Vgl.: Wagner, *Götterdämmerung*, 3. Aufzug, Finale.
- <sup>26</sup> Zeller, West, Held: *Der Vogelhändler*, Wien, 1891.